

„Die Apostel des Wahnsinns.“

Summe von Eugen Nolani.

Es war am Vormittage meines Geburtstages, als ich in meiner Zeitung die Kritik über das Buch „Die Apostel des Wahnsinns“ las.

Ich ging ans Telefon und bestellte beim Buchhändler ein Exemplar dieses Werkes. Er gab mir auf dem Sprechrohr zurück, daß er es zwar auf Lager habe, es aber nicht sofort senden könne.

„Gewiß, so lange das Buch“, meinte ich, „denn heute werde ich doch wohl kaum dazu kommen, es zu lesen.“

Eine Stunde später kam mein Freund Waltershausen zu mir, um mich zum Geburtstag zu gratulieren. Wir sprachen von diesem und jenem, und plötzlich sagte Waltershausen: „Hast Du von den „Aposteln des Wahnsinns“ gehört, dem neuen Buch, das sich Aufsehen erregt?“

„Ja, wohl“, meinte ich, „ich las die Kritik und habe mir das Buch sofort bestellt.“

„Schade ums Geld!“, meinte Waltershausen, „das Buch soll gar nichts taugen. Selbst gelesen habe ich's noch nicht, aber ich habe gehört, daß nichts damit los sei. Übrigens werde ich es wohl demnächst geborgt erhalten, dann könntest Du es von mir auch bekommen!“

„So!“ rief ich aus, „na, denn entschuldige einen Augenblick!“ Und damit ging ich an das Telefon, rief meinen Buchhändler an und bat ihn, von der Sendung des bestellten Buches abgesehen; ich würde ihn durch eine andere Bestellung nächster Tage entschädigen.

Der Buchhändler war damit zufrieden, und ich freute mich, wußt nicht — soviel sollte dies sensationelle Wert kosten — gepart zu haben.

Als dann aber Waltershausen gegangen war und Dr. Suster in der Schar der Gratulanten folgte, und dieser bald wieder von den „Aposteln des Wahnsinns“ zu sprechen begann, das er zwar auch noch nicht gelesen hatte, welches aber, wie er gehört, ein ganz ausgezeichnetes Werk sei, folle, da tat es mir doch wieder leid, das Buch abbestellt zu haben. „Schließlich“, so meinte ich, „muß man doch ein Buch kennen lernen, von dem alle Welt spricht.“

Na, noch einmal beim Buchhändler anzutelephonieren, das schien mir zu dumm. Aber da fiel mir ein, daß ich in der Leihbibliothek, aus der ich auch zuweilen Bücher, die ich mir nicht gerade kaufen will, entleihe, immer die neuesten Werke erhalten kann.

Ich telephonierte also die Leihbibliothek an und fragte, ob sie bereits „Die Apostel des Wahnsinns“ auf Lager haben. Natürlich hatten sie das Buch, und sie waren auch bereit, es mir bald zu senden.

Dr. Suster war eben im Begriff zu gehen, als Richard Olterhof auf der Bildfläche erschien, so daß Dr. Suster an der Tür noch einmal kehrt machte und mit Olterhof, mit dem er mehr befreundet ist, als ich, ins Zimmer zurückkam.

Ich hatte gähnend gewußt, daß Olterhof meinen Geburtstag wußte und war erfreut, daß er als Gratulant zu mir kam. Noch mehr aber erstaunte ich, als er bei seinem Glückwunsch ein Geschenk in meine Hand legte.

„Aber lieber Olterhof“, schalt ich ihn aus, „was fällt Ihnen denn ein, daß Sie mir ein Geschenk mitbringen. Das geniert mich beinahe, denn ich habe Ihnen doch noch niemals etwas geschenkt.“

„Na, einer muß doch eben den Anfang machen!“ sagte er lachend und fügte hinzu: „Ich mache ungeheuer gerne Geburtstagsgeschenke, weil ich noch viel lieber welche empfangen!“

„Nun“, so meinte ich, „dann müssen Sie mir eben auch Ihr Geburtstagsgeschenk bringen, und dann müssen Sie schon das Glück haben, daß ich es niemals vergesse!“

„Nein, das werden Sie schon nicht“, antwortete er mit herzlichem Lachen. „Sehen Sie, deshalb habe ich Ihnen ein Geschenk gemacht. Freunden, bei denen ich befürchten muß, daß sie meinen Geburtstag vergessen, schenke ich auch nichts. Dazu bin ich zu vorsichtig. Bei Ihnen brauche ich keine Furcht zu haben, denn mein Geburtstag ist übermorgen. Zwei Tage später als der eigene Geburtstag, das vergißt sich nicht so leicht.“

Alles das kam mir liebenswürdiger Natur heraus, so daß man dem guten Olterhof wegen seiner Offenherzigkeit nicht böse sein konnte. Mein Gott! für einen großen Feinschmecker hatten wir ihn scheinbar niemals gehalten.

„Aber wollen Sie nicht wenigstens anfragen, was Ihnen Olterhof gebracht hat“, meinte Dr. Suster mit Recht. Ich öffnete das Paket, in welchem ich ein Kistchen Kaugummi vermutete und fand ein Buch in einem Pappfutteral. Nur mit Mühe entzerrte ich das Deckel und mußte laut lachen, als ich „Die Apostel des Wahnsinns“ in der Hand hielt.

Natürlich lächelte ich den freundlichen Ober über mein eigenhändliches La-

chen, in des Suster mit einstimme, und das Olterhof schon im Begriff war mißzuverstehen, auf und erzählte ihm, wie ich mich schon den ganzen Vormittag mit diesem Buche beschäftigt habe und er mit nichts mir hätte eine größere Freude machen können, als damit.

Dann eilte ich zum Telefon, um bei der Leihbibliothek das gewünschte Exemplar der „Apostel des Wahnsinns“ abzubestellen.

„Ach, das ist schön!“ meinte der Bibliothekar, „die Exemplare werden mir geradezu aus der Hand gerissen.“ Ich habe mit Mühe und Not das von Ihnen bestellte zurückbehalten. Nun kann ich einen anderen guten Kunden befriedigen.“

„Sehen Sie“, sagte ich zu Olterhof, indem ich ihm die Antwort des Leihbibliothekars mitteilte. „Sie haben drei Menschen mit Ihrem Geschenk erfreut, mich, den Leihbibliothekar und dessen Kunden, der nun das für mich rezensierte Exemplar empfängt.“

„Wah aber auch“, meinte Dr. Suster, „denn ich hoffe, Du wirst mir das Buch leihen!“

„Offen gestanden“, sagte Olterhof, „habe ich gar nicht gewußt, daß das Buch solche Sensation macht. Als ich zu Ihnen mich auf den Weg machte, fann ich noch, was ich Ihnen wohl mitnehmen könnte. Und da ich befürchtete, dies und jenes könnten Sie haben, beschloß ich ein Buch zu wählen und verlangte beim Buchhändler das neueste Buch, das er hatte. Da glaube ich sicher sein zu können, daß Sie es noch nicht gelesen. So gab er mir dieses, das heute erschienen ist.“

Wir sprachen noch eine Weile über das Buch; ich erzählte, was ich bereits darüber in meiner Zeitung gelesen, und da sagte schließlich Olterhof: „Gott, ich muß gesehen, das Buch würde mich wohl auch interessieren. Das möchte ich wohl auch lesen! Sagen Sie mal, werden Sie es wohl heute und morgen lesen?“

„Das ist wohl möglich“, meinte ich. „Dann aber fiel mir ein, daß ich doch wohl nicht dazu gleich kommen würde. „Hätte ich es mir geliehen“, sagte ich, „so hätte ich's vielleicht sofort begonnen. Nun aber: ist's ja nicht so eilig, da es ja mein Eigentum ist. Und da warte ich wohl noch ein paar Tage, bis ich es mit Mühe und in einem Zuge lesen kann.“

„Nun, wenn das ist“, meinte Olterhof, „dann würde ich es Ihnen vielleicht noch einmal bis übermorgen entleihen. Dann kommen Sie ja zu mir, und dann nehmen Sie es sich mit. Ich lese es bis übermorgen aus. Schließlich muß man ja doch solch interessanten Buch unbedingt gelesen haben. Natürlich, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist!“

„Mein, mein lieber Olterhof! Ich komme ja doch heute und morgen nicht dazu; nehmen Sie es getrost noch mit.“

So packte ich denn „Die Apostel des Wahnsinns“ wieder ein, und Olterhof und Dr. Suster zogen gemeinsam von dannen.

Im Laufe des Tages hatte ich dann nochmals Gelegenheit, mich des Besitzes dieses Buches zu freuen. Alle Welt sprach davon, und ich war öftentlich stolz darauf, sagen zu können, daß ich es bereits mein eigen nenne, welches stolze Hochgefühl auch nicht im geringsten dadurch herabgemindert wurde, daß alle, denen ich es erzählte, mir das Versprechen abnahmen, daß ich es ihnen, sobald ich es selbst gelesen, leihen würde.

Weniger angenehm freilich war es mir, daß ich nun an ein Geschenk für Olterhof denken mußte. Den ganzen Nachmittag, den ganzen folgenden Tag und die ersten Frühstunden meines Geburtstages selbst gerbrach ich mit dem Kopf darüber, was ich wählen sollte. Es ist wirklich schwer, einem jungen Mann, der alles hat, oder doch haben könnte, etwas zu schenken, was er noch ganz sicher nicht begehrt. Sein Ausweg, mir das neueste Buch zu schenken, war gar nicht so übel gewesen, das sah ich nun ein. Aber ich konnte ihm doch unmöglich das nachmachen, denn ich hätte ihm, da wohl kaum ein neueres Buch inzwischen erschienen war, auch nur die „Apostel des Wahnsinns“ schenken können, und abgesehen davon, daß es geschmacklos gewesen wäre, ihm das gleiche Geschenk zu überreichen, konnte er es ja gar nicht gebrauchen, da er das Buch ja inzwischen gelesen haben wollte.

„Na, ich wähle denn schließlich eine ganz neue Art Feuerzeug für Luftziffreife, die eben erst patentiert worden war, und da ich als einer der ersten Gratulanten bei Olterhof erschienen, hatte ich wirklich den Erfolg, daß er sich auch in der Tat sehr darüber freute, obwohl er freilich kaum je Gelegenheit haben würde, eine Ziffreife freize mitzumachen, wie er mir sagte, da er kerzentrakt sei. Zu dessen da das Feuerzeug die Eigenschaften besaß, auch anderswo, als nur ein paar tausend Fuß hoch über der Erde in Luftschiffen, zu funktionieren, wie wir uns bald überzeugen, so konnte er diese neueste Neuheit immerhin bald in Gebrauch nehmen.“

Mit meinen „Aposteln des Wahnsinns“ war das nicht so der Fall. Zwar hatte er das Buch, wie er mir versichert, wirklich bereits ausgeliehen — er hatte, um sein Wort zu halten, wie er erzählte, beide Nächte gelesen — aber wollte darhinaus und dadurch nicht, daß ich mich selbst mit dem allerdingens biden Buch beschwerte.

Ich versicherte wiederholt, daß es mir nichts ausmache, aber er konnte sich nicht entschließen, die Unhöflichkeit, wie er es nannte, zu begehen, mich das Buch, das er mir geschenkt und das ich ihm geliehen, tragen zu lassen. Er wollte es mir schiden oder selbst bringen. Davon war er unter feiner Bedingung abzubringen.

„Aber ich habe es Sie ja auch tragen lassen“, meinte ich.

„Das ist etwas anderes, da hatten Sie auch die Freundlichkeit, es mir zu leihen. Wer sich ein Buch leiht, kann es auch tragen!“

Und nach dieser Maxime handelte er dann vermutlich, als eine halbe Stunde, nachdem ich, bei ihm gewesen, Dr. Suster ihm einen Gratulationsbesuch machte. Der ließ sich von Olterhof meine „Apostel des Wahnsinns“ aus unter der Bedingung, daß er mir das Buch bringe. Das hat er nun freilich nicht getan. Denn von Dr. Suster ließ das Buch mein Freund Waltershausen, und dem hat es, als er im Begriff war, mir zu bringen, ein anderer entrisen. — Wer zurzeit mein Buch liest, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß ich verschiedene Male in der Leihbibliothek den Versuch machte, es zu entleihen; es ist nicht zu haben. Es mir zu kaufen, halte ich dummerweise für Verschwendung, weil ich doch noch immer die Hoffnung habe, ich würde meine „Apostel des Wahnsinns“ einmal zurückbekommen.

Alle Welt spricht von dem Buch, jeder hat es gelesen, und ich hätte es auch längst gelesen, wenn ich es nicht besäße. Denn dann hätte ich es mir längst geliehen oder gekauft.

Vor dem dritten Kriegswinter.

(Korrespondenz aus Süddeutschland.)

Je weiter es ins Späthjahr hineingehet, desto näher rückt die Wahrscheinlichkeit eines abermaligen Winterfeldzuges. Gewiß wird die Aussicht auf einen dritten Kriegswinter im Gedanken vor allem an die Krieger draußen bitter empfunden, und ist auch für das Volk der Heimat in den erschwerten Lebensverhältnissen der „belagerten Festung“ Deutschland hart. Aber nach allem, was man hört und sieht im Volk, scheint uns die Möglichkeit, noch einen dritten Winter im Krieg durchmachen zu müssen, doch nicht so schwer genommen zu werden, wie vor einem Jahre. Damals, als das Unangenehme und unmöglich Scheinende geschah, als der Krieg nach den gewaltigen Siegen im Osten sich doch weiter in einen zweiten Winter hinein fortgeschleppte, da hat sich das zuerst wie ein Alp auf die Gemüter gelegt. Heute hat sich das seelische und äußere Leben auf den Krieg längst eingestellt. Es hat sich, so furchtbar es ist, das sagen zu müssen, an den Krieg gewöhnt. Im deutschen Volk lebt heute die klare Erkenntnis, daß dieser Krieg lange dauert und daß es gar nichts anderes geben kann, als sich auf jede Dauer einzurichten. Mit diesem Gedanken hat man sich vertraut gemacht. Es ist ganz selbstverständlich, daß man es erträgt und durchhält. Hierbei haben wir aber vor unseren Feinden im Westen und Osten einen ungeheuren Vorteil voraus: Deutschland ist von den Schrecken des Krieges im eigenen Lande verschont. Das Leben geht seinen gewohnten Gang. Alle Kräfte können sich auf dem deutschen Boden innerhalb der nun einmal vom Kriege geschaffenen Verhältnisse entfalten. Der Körper des Reiches, wenn er auch schwer zu arbeiten und zu ringen hat, ist doch ganz. Damit haben wir etwas voraus, was nicht hoch genug gewertet werden kann.

Aber auch die Ernährungsverhältnisse lassen uns keineswegs vor dem dritten Kriegswinter, wenn es sein muß, zurückschrecken. Im letzten Jahre hatten wir eine ausgeproben Mißernte. Es ist trotzdem gegangen. Und wenn jetzt auch die Zufuhr aus Rumänien wegfällt, der dadurch entfallende Ausfall wird ein Zwei- und Dreifaches aufgehoben durch die diesjährige Ernte. Nach der langen Regenzeit im Frühjahr sind die Felder nicht nur gut ausgefallen, sondern auch gut heimgebracht worden. Das Brot des deutschen Volkes ist auf ein weiteres Jahr gesichert. Dazu kommt eine gute Obsterte, vor allem an dem Obst, das das wertvollste und dauerhafteste für die Volksernährung ist, an Äpfeln. Auch die Kartoffel vermag nicht, und wenn die Rasse des Sommers ihr zum Teil in Süddeutschland geschadet hat, so war gerade diese Witterung, so günstig für den Ertrag dieser wichtigen Frucht im Norden, in den Gebieten, wo Deutschland die große Masse seiner Kartoffeln pflanzt. Zu dem kommt aber noch hinzu, was auf den Feldern der besetzten Gebiete gewachsen ist. Unermüdet bis hart an die Front ist von unseren Feldgrauen geküht und geplangt worden. Die Frucht dieser

Arbeit, die wie alles, was unsere Militärs anführen, in großzügigem Maß betrieben worden ist, kommt dem Heer und dem deutschen Volke zugute, und dessen wird nicht wenig sein, vor allem in dem großen weiten Land im Osten.

Wenn der Boden wenig bringt und das Jahr gering ist, hat auch die beste Organisation der Volksernährung einen schweren Stand. Sie kann aus wenig nicht viel machen. Sie leistet schon Großes, wenn's nur reicht. Diese Aufgabe war den hierfür bestellten Organen in Deutschland im letzten Erntejahre gestellt. Sie ist gelöst worden, gewiß nicht ohne daß Fehler dabei unterlaufen sind. Aber auch die Fehler sind zu etwas gut, wenn wir daran lernen und es nachher besser machen. Vollkommen wird eine so ungeheuer schwere Aufgabe wie die Ernährung eines Volkes von über 60 Millionen und eines Heeres von so und so vielen Millionen Kämpfern, das von der flandrischen Küste bis zum Schwarzen Meere, weit weg von der Heimat steht, nie gelöst werden können. Sie gehört mit zum riesenhaftesten dieses an riesenhaften Maschinen reichen Krieges, und zumal wenn ein Volk vor der Zukunft abgeschnitten und im wesentlichen auf sich angewiesen ist. Aber darüber kann kein Zweifel bestehen, daß Deutschland ganz anders gerüstet in den dritten Kriegswinter, wenn er nötig wird, hineingehen wird, als in den zweiten. Seitdem hat die Organisation unserer Volksernährung große Fortschritte gemacht. Sie ist in einem ganz anderen Maß zentralisiert als im zweiten Kriegsjahre. Heute sind die wichtigsten Lebensmittel dem freien Verkehr entzogen und genau auf den Kopf verteilt. Zu der Brotart, die sich so vorzüglich bewährt hat und zu den großen Siegen Deutschlands gehört, ist die Fleischkarte gekommen, die vom 1. Oktober ab einheitlich für das ganze Reich den Fleischverbrauch für reich und arm regeln wird. Auch der Verbrauch an Zucker, Eiern, Butter ist genau reguliert, in den Städten durchweg auch Kartoffeln und Milch. Kurz, die Volksernährung ist jetzt organisiert nach dem Maß dessen, was vorhanden ist. Die Organisation ist beherzigt von dem Prinzip der gleichmäßigen Verteilung unter zentraler Leitung, und damit ist man sicherlich einer betriebliehen Lösung des Problems viel näher gekommen, als noch vor einem Jahre. Denn dieses Problem vor nicht so sehr ein solches des Mangels an Vorräten. Daß wir knapper leben und uns einschränken müssen, das wissen wir, und gern bringt unser Volk dieses Opfer, das immer noch klein ist im Vergleich zu dem, was die Krieger draußen zu tragen haben. Unser Volk hat sich an alle diese Maßnahmen gewöhnt. Es sieht in ihnen heute nicht mehr eine Last und ein Uebel, sondern die Waffe, die nötig ist, um sich der Feinde zu erwehren, die Waffe, mit der das Volk der Heimat kämpft.

Darum ist kein größerer Jertum unserer Feinde möglich, als wenn sie heute nach zwei Kriegsjahren immer noch glauben würden, Deutschland durch den Hunger besiegen zu können. Das ist ganz ausgeschlossen. Nicht nur dank der guten Ernte, die unser Herrgott auf dem deutschen Boden wachsen ließ, und nicht nur dank den Maßnahmen, welche für die Ernährung des Volkes getroffen sind, sondern letzterdings dank dem entschlossenen Willen, den Krieg zu gewinnen, wird auch in der fünften Kriegsanleihe zum Ausdruck kommen. Die silbernen Ägeln, mit denen einst Deutschland besetzt werden sollte, sind immer noch nicht gegossen und werden auch nicht gegossen werden. Die neue Kriegsanleihe wird — daran zweifelt kein Mensch — wieder gut ausfallen. Die natürlichen Voraussetzungen dazu sind vorhanden. Arbeitslosigkeit gibt es viel weniger, als vor dem Kriege. Die ungeheuren Summen, die unsere Feinde für den Bedarf des Krieges nach Amerika und Japan schicken müssen, bleiben bei uns im Lande. Ein gewaltiger Selbstgott zirkuliert in deutschen Wirtschaftskörper. Diesmal hat nach der guten Ernte auch die Landwirtschaft viel Geld. Es wird in Deutschland viel gespart, trotz der teuren Zeit oder vielleicht gerade deswegen. Das zeigen die Ausweise der deutschen Spartassen, die fortgesetzt in einer mächtigen Aufwärtsbewegung ihrer Einlagen sich befinden. Viele, die es nicht nötig haben, schränken sich ein. Es entspricht der Zeit. Das alles wird der neuesten Anleihe zugute kommen. Hat man den Ausfall der ersten Anleihe mit einer großen Spannung erwartet, so sieht man ihm jetzt mit der Ruhe entgegen, die sich sagt: Selbstverständlich wird das Reich wieder erhalten, was es braucht. Diese Operation wird das deutsche Volk fortsetzen, solange es nötig ist. Es leiht das Geld ja bei sich selbst, und es hat ein Vertrauen in seine Kraft und Zukunft, das ihm jedes Opfer möglich macht.

Die härteste Offenbarung dieser Kraft ist uns, mehr denn je, heute

die militärische Leistung Deutschlands. Man hat auch bei uns nur höchste Achtung vor der Opferwilligkeit Frankreichs und der Tapferkeit seines Heeres. Aber wie unendlich viel schwerer als die Aufgabe Frankreichs, das nur an einer Front sich zu verteidigen hat und da noch von einem englischen Millionheer unterstützt wird, ist die Aufgabe Deutschlands! Es kämpft im Westen vom Meere bis zur Schweizergrenze gegen Frankreich und England zusammen und hat noch zwei Kriegsjahren im wesentlichen keine Front gehalten. Es hat gleichzeitig eine ungeheure Front gegen die russischen Riesenheere zu verteidigen und hat auch hier im ganzen seinen Besitzstand, den es aus den gewaltigen Siegen des verflohenen Jahres sich erobert hat, behaupten können. Es muß an allen Ecken und Enden zu Hilfe kommen, und was doch imstande, inmitten des furchtbaren Massensturmes im Ost und West fernab in der Dobrudscha am Schwarzen Meere zusammen mit den Bulgaren eine Offensive von einer Kraft und einem Geiste wie in den ersten Wochen des Krieges zu machen. Immer wieder fragt man sich: Woher nimmt Deutschland die Soldaten für das alles? Sie sind da! Sie sind immer wieder dort, wo sie nötig sind. Es hat immer wieder welche, mag die Front noch so groß werden. Es hat sie. Dabei ist die Landsturmpflicht immer noch nicht erhöht und von unten her kein Jahrgang vor der Zeit im Felde. Wenn es nötig wird, hat Deutschland mit einem Federstrich neue gewaltige Heere. Man hält es auch jetzt in der ungeheuren Aufspaltung der Kriegslage nicht für nötig, kein Zeichen, das mehr als das die ruhige, zuverlässige Auffassung der Lage bei den verantwortlichen Stellen widerspiegeln könnte. Offenbar braucht man diese Reserven nicht und will ohne sie mit den Feinden fertig werden. Das alles ist rein physisch und technisch eine ganz unbedeutende Leistung, vom obersten Führer bis zum letzten Manne. Jeder leistet darin sein Höchstes. Aber ihr letztes Geheimnis liegt schließlich doch in den stillen Kräfte, welche das deutsche Volk einsetzt in diesem Augenblick, in dem es um sein Leben und seine Existenz kämpft. Nur so ist es möglich, daß in der Hölle an der Sonne immer noch deutsche Heere Widerstand leisten und erfolgreich dem Durchbruch der ungeheuren Uebermacht wehren. Daß in Wolphynien die Russenmassen an der deutschen Front vergeblich sich verbluten. Wie ein großes Wunder steht vor den Augen der Heimat täglich und stündlich das Bild dieses deutschen Heeres, das da draußen weit weg vom heimatischen Boden kämpft und stirmt und aushält und sich selbst, bewußt bis zum letzten Mann, daß wenn je, so jetzt es gilt, alle Kraft anzuspannen. Niemand kann seine Gedanken und seine Helden mehr zählen. Auch der Kaiser immer brauchen! Bald im Westen, bald im Osten, überall, wo es am nötigsten ist, immer noch ungebraucht. Neben ihm Reden gehalten wie aus germanischer Vorzeit gewaltig, vor den Augen aller Völker: Hindenburg, Madensen, Kamen, vor ein paar Jahren noch völlig unbekannt, heute mit tiefstem, heiligem Dank genannt bis in die letzte deutsche Hütte. Wie wunderbar ist das alles! Und im Schutze der deutschen Heere und ihrer Führer, zwischen den ungeheuren Fronten in Ost und West, inmitten einer Welt voll Feinde, inmitten zahlloser Feuererschlände, die von allen Seiten auf uns gerichtet sind, die Heimat! Die deutsche Heimat, sicher, geborgen, voll Arbeit, mit dem Leben des Alltags wie sonst, voll Ruhe und Zuversicht, bereit zu allem, was das Vaterland verlangt. Man weiß nicht, was merkwürdiger ist, das Bild draußen oder das Bild daheim. Aber das ist sicher: An dem Felsen dieses deutschen Volkes, der festbleiben wird im Sturmbeben des Meeres, werden alle Pläne der Feinde, ihn zu vernichten, zerschellen. Deutschland nimmt die Möglichkeit, einen dritten Winter im Kriege auf sich zu nehmen, wahrlich nicht leicht. Aber es wird, wenn es nötig ist, sie tragen. Noch glauben unsere Feinde, Deutschland niederzuringen und machtlos machen zu können. Noch einmal haben sie ihre Anstrengungen auf die höchste Höhe getrieben. Sie wollen das Kriegsgeld mit aller Gewalt auf ihre Seite zwingen. Aber Deutschland verliert seine Ruhe nicht; denn es ist sich seiner Kraft bewußt. Und weil es kriegen muß, darum kann es auch. Das hat Hindenburg jüngst jedem Deutschen aus der Seele gesprochen. Das ist die deutsche Lösung, die der Krieg unserem Volke in die Seele hineingehämmert hat. Mit ihr wird es uns gelingen.

— Verdächtig. Galt: „Herr Wirt, ist das wirklich Hasendradat?“

„Warum zweifeln Sie?“

„Der Buckel kommt mir auffallend krumm vor.“

— Letztes Mittel. Ständesbeamter (zum Gläubiger und einer Hausierer, die ihn auf dem Bureau belästigen): „Wenn Ihr jetzt nicht macht, daß Ihr herkommt mit ... traue ich Euch!“

Dämon Alkohol.

Von Eug. Marx.

Der Förster Robert Grünwitz lebte in einer Gegend, in der der Schnapskonsum größer ist als in anderen Teilen des Reiches. Grünwitz sah nicht ein, weshalb gerade er von der allgemeinen Landesbeste abweichen sollte. Seine verschiedenen Schnaps- und Löffel waren ihm Genossen und Tröster in der Weltabgeschiedenheit des waldumrauschten Forsthauses. In den Etagen eines großen Spindels standen sie aufmarschiert, die verschieden geformten und etikettierten Flaschen mit den mannigfachen Erzeugnissen der Schnaps- und Löffelfabriken. Grünwitz nannte dieses Spindel „Schwarz“, „Arsenal“ gegen die Feinde der Langweile und des Trübfinns, die sich im Gefolge der Einsamkeit so leicht einstellen.

Daß ihn auf seinen weiten Gängen im Revier stets eine wohlgefüllte gefüllte begleitete, ist selbstverständlich.

Das änderte sich rasch, als Grünwitz eine junge Frau heimführte. Als ihr der ahnungslose Gatte zum ersten Male — nicht ohne einen gewissen Stolz — sein „Arsenal“ zeigte, schlug sie entsetzt die Hände zusammen, und trübe Ahnungen besahnen das jungbeweidete Grundes Herz. Von Stund an begann Frau Emilie einen jähelichten Kampf gegen die alkoholischen Reigungen ihres Herrn Gemahls, so daß der sich manchmal in einer Trübsinnigkeit zu befinden glaubte. Grünwitz sagte sich: Bald war sein Alkoholverbrauch auf ein Minimum zurückgemindert, und nur höchst selten noch lebe er dabei ein Schnaps-gläserchen an die Lippen. Als jedoch die junge Frau in ihrem Eifer auch auf Abkürzung der geliebten Feldflache drang, legte sich der Gatte energisch zur Wehr. Der erste tiefergehende Zwist in der jungen Häuslichkeit war da.

„Ach, Tage lang mochte die Alkoholfeindin geschmollt und gegrollt haben, als der Gatte eines Morgens mit der Nummer einer Zeitschrift auf sie trat.“

„Emilie, höre mal, was hier steht!“ Und der Förster las einen Artikel vor, in dem ausgeführt war, daß der Alkohol — Branntwein, Kaus, Kognak — ein vorzügliches Mittel gegen Kreuzottergift sei; es sollte daher jeder Jäger, Förster usw., in dessen Revier Kreuzottern vorkamen, stets ein Quantum Alkohol bei sich führen.

„Sieht Du, Emilie“, sagte Grünwitz, „nun wirst Du wohl nicht länger gegen meine Feldflache etwas einzuwenden haben? Bedenke, wenn mich einmal weit draußen im Walde eine Kreuzotter —“

„Habe der Schlaubberger!“ lachte die junge Frau. „Als ob ich mich würde, daß es in diesem Revier gar keine Kreuzottern mehr gibt! Ich bin doch nicht umsonst in diesem Gegend aufgewachsen! Die Giftschlangen sind hier ja seit Menschengedenken ausgerottet.“

„So, meinst Du? Da muß ich leider widersprechen. Hast es Dir, dann kannst Du mich gleich mal begleiten; ich werde Dir Kreuzottern zeigen — gar nicht allzu weit von unserem Hause. Sollten die Giftschlangen eine Zeitlang tatsächlich gänzlich ausgerottet gewesen sein, nun dann haben sie sich eben wieder eingestellt.“

„Da bin ich wirklich neugierig“, sagte Frau Emilie, „ich komme gleich mit.“

Man war kaum 15 Minuten weit gegangen, als der Förster seine Schritte verlangsamte, den Blick suchend an den Boden heftete, wo viele Felssteine umherlagen, und zwischen und unter diesen mit seinem Stöcke zu fuchern begann. „Achtung!“ rief er plötzlich, „da ist schon eine!“ Die junge Frau sprang mit lautem Aufschrei zurück; denn mit aufgeschrecktem Rachen schlangelnde sich eine Kreuzotter aus der Spalte zwischen zwei Steinen hervor, in der nächsten Sekunde war sie hinter einem Felsstück wieder verschwunden.

„Wirst Du noch mehr von den Reptilien sehen?“

„Nein, ich habe an der einen genug“, seufzte die junge Frau leinlaut und gnickt. Ihre Opposition gegen das Gatten Feldflache verpumpt von Stund an.

Als Grünwitz diese Geschichte später seinem Freunde und Intimus, dem Gutbesitzer Halm, erzählte, sagte der erstaunt: „Aber lieber Freund, das ist doch höchst sonderbar — auch ich war der Meinung, in unserer Gegend wären die Kreuzottern seit langer Zeit ausgerottet.“

In Grünwitz' Gesicht erschien ein verträgliches Lächeln. „Freundchen, Du hast ja auch ganz recht. Im Vertrauen: Ich wandle mich in meiner Bedrängnis an einen Kollegen, den Förster Pulverberg. Der hatte — gleichfalls „Freund“ eines guten Schnapses — verhältnismäßigem Mitleid mit meiner Notlage. Und so ließ er mich auf meine Bitte ein halbes Duzend Kreuzottern lebendig einfangen und aufziehen — und die habe ich in meinem Revier ausgeleht.“

— Weit her. Hauptmanns-Büchlein: „Nicht wahr, Papa die Tarntappe war die Vorkäuflerin der Feldgrauen Uniform?“